

Leseprobe

Prolog

Weißt du, was deine größte Gabe ist?

Eines Tages kommt ein Satz von einer Freundin oder einem Freund dahergeflogen; beiläufig vielleicht. Er führt dazu, dass du den Teppich anhebst und darunter schaust, auf das, was sich in der modrigen Finsternis angesammelt hat. Und dieser Satz verändert dein Leben.

Roland trinkt die letzten Tropfen seiner heißen Schokolade. Am liebsten würde er den ganzen Becher ausschlecken. Er ist süchtig nach Süßigkeiten, etwas, was ihn mit großer Scham erfüllt. Seit ich ihn kenne, experimentiert er mit Entgiftung und reinigenden Kuren. Dabei ist er nicht übergewichtig, ganz im Gegenteil: groß, mager und immer ein bisschen zerzaust, sticht er überall hervor mit seiner Ungelenkigkeit. Unangenehm, glaubt er. Aber das stimmt nicht.

Er muss gerade wieder ein Entgiftungs-Experiment hinter sich gebracht haben, so wie er die letzten Kakaokrümel vom Boden der Tasse kratzt. Aber dann reißt er sich zusammen, schließlich sitzen wir in einem hippen Café in Berlin-Mitte, und hört mir zu, wie ich mich bitterlich über mein Leben beschwere.

Drei Jahre ist es jetzt her, dieses Treffen; zu einer Zeit, als mein Leben sich wie eine Sackgasse anfühlte. Wie eine dicke, fette Fälschung. Alles, was ich mir beruflich gewünscht hatte, schien sich immer weiter von mir zu entfernen. Ich war total durcheinander und wusste weder ein noch aus. Nur, dass ich so nicht weiter machen konnte, war klar. Was die ganze Sache noch erschwerte, war, dass ich schon immer die Königin des Selbstmitleides gewesen bin.

Wie nur Roland lauschen kann, hört er sich meinen akuten Anfall von Selbstmitleid an: aufmerksam nach vorne gelehnt, aber auch leicht genervt von meinen viel zu menschlichen Bedürfnissen, als wären sie zu banal für ihn. Schließlich hebt er ruckartig seinen Kopf, stellt die Tasse ab, die er bis jetzt inspiziert hat, und stellt mir folgende Frage:

„Weißt du, was deine größte Gabe ist, Kathrin?“

„Nein?“, entgegne ich.

„Deine größte Gabe ist deine Scham.“

Etwas in mir zieht sich zusammen, wird eng und klein.

„Wie bitte?“

„Deine Scham. Darin bist du echt gut. Darüber kannst du Geschichten erzählen“, fügt er hinzu.

Meine Scham?

Ich bin so überrascht, dass ich keinen klaren Gedanken fassen kann. Scham ist meine schlimmste Feindin. So viele Jahre habe ich mich an ihr abgekämpft. Sie ist schuld

daran, dass sich so viele Türen für mich nicht geöffnet haben. So viele Wünsche nicht in Erfüllung gegangen sind.

Scham ist deine größte Gabe.

„Die meisten Leute haben ein Riesenproblem mit ihrer Scham“, fährt Roland fort. „Für sie ist ihre Scham so unerträglich, dass sie noch nicht einmal einen Blick darauf werfen wollen. Mit deinen Geschichten kannst du ihnen helfen.“

Meine Scham soll für irgendetwas gut sein? Das kann er nicht ernst meinen.
Meine Scham; der Grund für so viele Misserfolge und Komplexe.
Die Scham über meine Herkunft, meine Erziehung, meine Sexualität? Darüber, nicht besser, dünner, erfolgreicher, glücklicher zu sein?
Über meinen Vater, den Bankrotteur, und das aufdringliche Verhalten meiner katholischen Mutter?
Meinen verschwenderischen Umgang mit Geld, mein fehlendes Selbstbewusstsein?
Und die Tatsache, dass ich mich selten so zeige, wie ich wirklich bin, aus lauter Angst, dass mich dann niemand lieben könnte?

* * *

Die meiste Zeit meines Erwachsenenlebens bin ich Filmemacherin gewesen. Als Filmstudentin verknallte ich mich in so ziemlich alle Menschen, denen ich auf den Straßen begegnete, Männer wie Frauen. Berliner Schnauze, Flamencotänzer, reiche Ehefrauen, Söhne berühmter Schriftsteller. Ich liebte ihre Gesichter, ihre Art zu gehen, ihren Kaffee zu bestellen und im Pyjama beim Bäcker „Schrippen“ zu kaufen. Nachts stolperten sie grölend und singend nach Hause, schrien sich an, beendeten Beziehungen und machten sich Heiratsanträge in den dunklen, dreckigen Hinterhöfen von Berlin.
All das faszinierte mich und war es wert, eine Geschichte darüber zu erzählen.

Es waren die frühen 90er in Berlin und jeden Morgen, wenn ich meine Wohnung am Kleistpark verließ, hatten sich die Orte und Plätze über Nacht verändert. Neue Straßen, Baustellen und Umleitungen überall. Egal wohin ich kam, verstellten Kräne und LKWs den Weg, Dampfwalzen plätteten die Straßen und zwangen zu Umwegen. Wir schauten Berlin dabei zu, wie es wuchs und sich in einem irrwitzigen Tempo veränderte. Das machte etwas mit dem Verhalten der Menschen. Die Berliner in den 90ern waren irgendwie ausgeflippter, mutiger und seltsamer.
Genau darüber wollte ich Filme machen. Wilde, mysteriöse, ambivalente Geschichten über diese wahnwitzigen Leben. Aber die Filmprojekte, die mir angeboten wurden, waren spießig und konventionell. "Ich steig Dir aufs Dach, Schatz" und "Ehemann, verzweifelt gesucht" und "Ich klonen mir 'ne Frau" lauteten

die Titel. Sie hatten nichts zu tun mit den seltsamen und aufregenden, manchmal auch perversen Geschichten, die um mich herum passierten.

Aber: Ich war eine nette, höfliche junge Frau. Am Anfang meiner Karriere war ich dankbar für jede Chance, einen Film zu drehen. Ich arbeitete extrem hart, um zu beweisen, was für eine talentierte Filmemacherin ich war. Eine, die sich auch nicht über die mittelmäßigen Drehbücher beschwerte. Die ganze Zeit hoffte ich, dass ich eines Tages bessere Gelegenheiten bekommen würde, interessantere Projekte. Dass mich ein wichtiger Produzent entdecken würde, wenn ich nur die nette, unkomplizierte junge Frau bliebe.

Nur, dass das eben nicht den Netten passiert. Nicht in der Filmbranche. Und auch sonst nirgendwo vermutlich.

So verlor ich allmählich die wilde, ehrgeizige Kathrin, die sich ständig in Menschen verliebte, in Gesichter, ins Leben. Und während ich immer kleiner wurde, wuchs die Scham.

17 Jahre später fühle ich mich gefangen in einem Job, in dem ich Geschichten erzählen soll über Frauen in ihren 40ern, deren größter Wunsch es ist, geheiratet zu werden. Als hätten Frauen ab 40 keine anderen Probleme und Ambitionen. Nein, spätestens mit 40 muss der perfekte Ehemann her, sonst ist das Leben verplempert.

* * *

Lange nachdem Roland gegangen ist, sitze ich noch immer in dem Café und rühre mich nicht vom Fleck. Die Sonnenstrahlen fallen schräg durch die großen Fenster und wandern über den Tisch, das Notizbuch, meine Hände. Ich würde jetzt gerne weinen, aber irgendwo geistert ein Lächeln in mir herum – wo das wohl herkommt?

Während meine Gedanken Karussell fahren, flirrt um mich herum das Leben. Menschen schwirren aufgeregt umher, wie Motten um das Licht. Der übliche Berliner Filmfestival-Wahnsinn.

Verpass' bloß niemand Wichtiges!

Renn bloß nicht in die Loser oder die Kleindarsteller hinein! Nur die Wichtigen sind wichtig!

Aber das alles sehe ich nicht, ich bin mit etwas anderem beschäftigt. Ich halte den Zipfel des Teppichs in der Hand, unter den ich für gewöhnlich alles kehre, was mir unangenehm und peinlich ist in meinem Leben. Ich spüre, wie es unter dem Teppich lebendig wird und etwas in mir drin zu wachsen beginnt. Ich weiß noch nicht, was es ist, aber dem zarten Flügelschlag in meinem Inneren nach zu urteilen, bin ich dabei, mich zu verlieben.

In wen?

In was?

Eine Idee?
Einen Strohhalm?

Die Zellen meines Körpers tanzen einen verrückten Tanz. Wie der Beginn einer Liebesaffäre fühlt es sich an, beglückend und beängstigend zugleich. Schnell eile ich aufs Klo, so heftig rumort es plötzlich in meinem Körper. Und dort unten, auf der Klobrille hockend, wird mir bewusst, dass ich lieber nackt vor meinen Eltern Cha-Cha-Cha tanzen würde, als mir bestimmte Ereignisse meines Lebens noch einmal in Erinnerung zu rufen.

Zielsicher hat Roland den Finger in die Wunde gelegt. Er hat die eine Sache erwischt, die ich am meisten an mir hasse, hat sie auf den Kopf gestellt und mich dazu gebracht, mich in sie verlieben zu wollen.

Meine liebliche Scham.

Das Lächeln gewinnt die Oberhand. Da sitze ich auf der Klobrille, grinse und mache mich zur kompletten Idiotin.

(...)

Aber ich fühle es. Etwas wird passieren.

(...)

1. Kapitel

Ich war jung und brauchte das Geld

Schon als ich aufwache, fühlt sich alles unwirklich an. Im Halbschlaf wehre ich mich noch eine Weile gegen das Aufwachen. Irgendwas steht heute an, was ich lieber noch wegschieben will. Ich lasse mich zurück in den verrückten Traum sinken.

„Heute ist der Tag, an dem du heiraten wirst!“

Ich spüre ein Zittern und Flattern unter meiner Haut, als würden Tausende von Schmetterlingen dagegen trudeln in dem verzweifelt Versuch, sich zu befreien.

Mist, das war's. Ich bin hellwach und öffne die Augen.

Noch nicht einmal der Wecker hat geklingelt. Mehr als zwei Stunden, um mich anzuziehen und den Bus zu nehmen. An der Decke flackern Sonnenstrahlen, die vom Fenster gegenüber in meine Studentenwohnung geworfen werden. Wie eine unscharfe Projektion läuft der kommende Tag an meiner Zimmerdecke ab. Nichts ist greifbar. Als wäre ich über Nacht die Zuschauerin meines eigenen Lebens geworden. Ich halte diese Bilder nicht länger aus. Um sie zu verscheuchen, stehe ich auf, brühe mir einen Kaffee und rauche meine erste Zigarette.

Alles in allem bin ich überrascht, wie ruhig ich bin, so wie ich da am Küchenfenster sitze und das Kommen und Gehen auf dem Platz vor dem Haus beobachte.

Dann fange ich an, darüber nachzudenken, was ich anziehen könnte, um gut auszusehen; wie eine echte Braut eben. Schöne Kleider besitze ich nicht als Studentin mit chronisch finanziellen Engpässen. Es ist nur das Standesamt, Kathrin, beruhige ich mich, keine katholische Hochzeit. Das lässt mich direkt an meine Mutter denken und daran, was sie zu diesem ganzen Unterfangen sagen würde. Und das fühlt sich nicht gut an, ganz im Gegenteil. Gott sei Dank weiß sie nichts davon. Und ich werde alles dafür tun, dass sie es niemals erfahren wird.

Ich kehre die unangenehmen Gedanken unter den Teppich, zu all den anderen, und zünde mir eine neue Zigarette an.

* * *

Ich bin 23 Jahre alt. Ich habe noch mehr als genug Zeit für eine richtige Liebe, für eine echte Hochzeit.

Und falls du dich wunderst, was zur Hölle ich da mache, liebe Leserin und lieber Leser, dann kann ich dir Folgendes sagen:

Ich habe so viele Träume in meinem Kopf.

Es gibt so viele Dinge, vor denen ich davonlaufen will. Und diese Hochzeit wird mir dabei helfen.

Ich sehe, dass du die Stirn runzelst und den Kopf schüttelst und überzeugt bist, dass ich dabei bin, den schlimmsten Fehler meines Lebens zu machen. Aber lass dir gesagt sein, Herr oder Frau Dingsbums, ich weiß ganz genau, was ich da gerade mache. Ich bin nicht zu jung oder zu unschuldig. Ich werde heiraten, um an Geld zu kommen.

Aber nicht, was du denkst.

Ich bin keine Melania, die ihren Donald Trump heiraten will. Nein, der Bräutigam kommt aus Nigeria, wohin er nicht zurückkehren kann. Warum genau habe ich nie gefragt. In jedem Fall klang es so, als würde er dort umgehend sein Leben verlieren. Da ich mich für Politik nie begeistern konnte, weiß ich nicht, ob in Nigeria gerade Krieg herrscht. Oder ob Boubacar, so heißt er, politisch verfolgt wird. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass mich das auch nicht interessiert. Alles was für mich gerade zählt, ist das Arrangement, das wir getroffen haben. Es passt mir wahnsinnig gut in den Kram.

Heirat gegen Geld; das ist der Deal. Mit der Kohle plane ich hier abzuhausen, aus dieser viel zu engen Stadt, weit weg von meinen Eltern, von diesem Studium, das mich sonst noch lebendig begraben wird.

Versteh mich nicht falsch. Ich liebe Bücher über alles. Aber ich muss selbst kreieren und Dinge erschaffen, mit meinen Händen, meiner Seele, meinem Herzen.

Sonst sterbe ich eines grauenhaft langweiligen Todes. Ich sehe, du schüttelst immer noch den Kopf.

Aber ich weiß, was ich weiß.

* * *

Meine Wahl fällt auf eine schwarze Satinhose, die die türkische Schneiderin an der Ecke für mich genäht hat. Sie hat einen Schlag und ich fühle mich darin immer ganz spektakulär. Obenrum entscheide ich mich für eine kurze, rosafarbene Kostümjacke mit riesigen, falschen Perlenknöpfen. Fertig ist der Aldi-Look à la Jacky Kennedy für arme Studentinnen.

Der Spiegel zeigt mir, dass ich hübsch bin wie eine Puppe.

Zumindest sagen mir das die Leute immer. Mit meiner blassen Haut und den dunklen Haaren sähe ich aus wie eine Puppe.

Das gefällt mir.

Ich bin gerne hübsch.

Das ist meine Uniform, die Rüstung, hinter der ich mich gut verstecken kann.

Einen Augenblick denke ich an meine Freundin Agathe und ihre grüne Samtjacke mit den orientalischen Blüten darauf. Die hätte noch besser zu diesem Anlass gepasst. Ich wette, Agathe hätte sie mir bestimmt geliehen, sogar jetzt noch. Aber nein, wir sind keine besten Freundinnen mehr. Die Zeiten sind vorbei.

Vorsehentlich blicke ich an der Wohnungstür noch einmal in den Spiegel, meine Augen glitzern verdächtig: Ich habe sie wie verrückt geliebt, meine beste Freundin Agathe. Ich mochte niemanden auf der ganzen Welt lieber als sie. Aber: Das ist Schnee von gestern.

Diese Erinnerung schiebe ich ebenfalls unter den Teppich. Jetzt muss ich aber wirklich gehen, wenn ich nicht zu spät kommen will. Ich schnappe mir einen Apfel für den Bus, trage noch ein bisschen Mascara auf und sprinte los. Über den Platz, in die schmale Straße mit den Geschäften aus aller Welt. Außer Atem eile ich an der Straße vorbei, in der Agathe jetzt lebt.

Erst vor Kurzem ist sie in meine Nähe gezogen, nachdem sie ihren Freund verlassen hatte. Wir wussten gleich, dass wir kurze Wege zwischen unseren Wohnungen haben wollten für all die verrückten Sachen, die wir so gerne zusammen machten. Gut aussehende Männer durch die Stadt verfolgen. Im Park einen Schwips antrinken. Für die Uni lernen und zusammen bizarre Hausarbeiten schreiben.

Agathe ist ein bisschen wie eine rothaarige Marilyn Monroe mit kleinem Busen. Sie fließt über vor Liebe, Großzügigkeit und Witz. Eine ihrer Superkräfte ist es, jedem Menschen das Gefühl zu geben, ganz besonders bedeutsam für sie zu sein. Deshalb wird sie geliebt, von Männern wie Frauen. Und genau das ist es, was sie braucht: so viel Liebe wie möglich. Ich bin da eher das Gegenteil, Menschen gehen mir schnell auf die Nerven und ich rege mich über den Quatsch auf, den sie erzählen. Mit Verurteilungen und Lästereien bin ich schnell bei der Hand, etwas, was Agathe nie

tun würde. Sie redet nie schlecht über andere, nie in Klischees. Ihre Meinung ist immer überraschend und vollkommen anders als die Meinungen aller anderen Menschen um sie herum.

Ich erinnere mich noch an einen Abend, an dem ich mit ihr und Karsten in einer Arbeitsgruppe an der Uni saß. Ich war vollkommen am Boden zerstört, weil Karsten mir überhaupt keine Beachtung schenkte.

„Der findet mich total zum Kotzen“, sagte ich, als er zum Rauchen hinausging.

„Stimmt nicht, der hat heute Blähungen und will nicht, dass du das mitbekommst“, sagte Agathe ungerührt. Ungläubig schaute ich sie an: „Du willst mich doch nur trösten?“

„Hast du nicht gesehen, wie der die ganze Zeit auf seinem Stuhl herumgeruckelt ist, so weit wie möglich von dir entfernt? Der lässt gerade draußen ordentlich einen fahren“, sagte Agathe. Wir brachen in Gelächter aus und kriegten uns auch nicht ein, als Karsten wieder zurückkam – mit vollkommen entspanntem Gesicht.

* * *

Fast hätte ich den Bus in die Stadt verpasst. Aber Gott sei Dank, der Busfahrer hat gute Laune und wartet auf mich. Während ich von Aachens Ostende ins Stadtzentrum hinunterfahre, betrachte ich die Läden und Cafés, die Kirche und die Schneidereien. Alles hier ist so unglaublich eingezwängt und zusammengepfercht. Ich kann es kaum erwarten, hier wegzukommen.

Ich werde nach Berlin gehen. Von Aachen aus ist Berlin der am weitesten entfernte Ort. An der Filmschule werde ich mich bewerben, um einen der heißbegehrten Plätze zu bekommen und Filmregie zu studieren.

Ich will eine berühmte Filmemacherin werden. Zumindest irgendwann in der nahen Zukunft.

Mein Leben soll ganz anders werden, als das Leben meiner Eltern. Die Faust in der Tasche machen und mich geknechtet fühlen- das ist nichts für mich.

Ich will, dass es lustig wird und sexy und voller Liebe. Jede Menge Glamour wünsche ich mir und Aufregung. Neue Welten will ich entdecken und nach den Sternen greifen.

Ein Leben voller Zärtlichkeit und Wertschätzung. Ein leuchtendes Leben.

* * *

Vor ein paar Tagen haben Agathe und ich uns gestritten, als ich ihr von meiner Entscheidung wegen der Scheinehe mit Boubacar erzählte.

„Wozu brauchst du denn das ganze Geld?“, fragte sie mich.

Wir saßen bei mir in der Küche, tranken Kaffee und rauchten Billigzigaretten.

„Ich kann schließlich nicht pleite nach Berlin ziehen. Wie soll ich die Mappe erstellen für die Filmschule?“

Agathe blieb ruhig, aber etwas störte sie gewaltig: „Wieso kellnerst du nicht öfter im Domkeller, wie wir anderen auch?“

„Weil ich es hasse zu kellnern.“

„Du bist also etwas Besseres?“

„Nein, aber wenn ich versuche, das ganze Geld mit Kellnern zusammenzubekommen, dann komme ich hier niemals heraus.“

„Du machst mich verrückt“, sagte sie, wie nur sie das kann; ohne jegliche Bösartigkeit, aber doch sauer.

„Du klingst schon wieder wie eine Prinzessin. Reiß’ dich doch einfach zusammen, arbeite härter und mach die ganzen Kunstsachen für die Mappe fertig. Dafür muss man doch nicht heiraten.“

„Wo wir gerade von harter Arbeit sprechen“, sagte ich, „wie viele Artikel hast du denn geschrieben, seit du im Domkeller angefangen hast zu kellnern?“ Mit böartigen Bemerkungen kenne ich mich besser aus als sie.

Sie presste ihren schönen Mund zusammen und sah plötzlich ganz niedergeschlagen aus. Ich war nicht mehr zu bremsen.

„Wie oft warst du denn bisher an der Uni? Wie viele Scheine hast du gemacht?“ Einen Moment zu lange startete sie auf meinen Küchentisch. Ich wusste, dass ich total unfair war. Sie hatte nie Geld von ihren Eltern bekommen fürs Studium. Alles musste sie selbst finanzieren.

Aber trotzdem, ich sorgte mich darüber, dass sie vielleicht nie die Uni abschließen würde. Agathe ist so klug und talentiert, dass ich sie manchmal anschreien möchte:

„Siehst du’s denn nicht? Du schuldest das deinem Talent. Du schuldest es deinen Ideen. Guck doch hin!“

Aber ich hab’s nie ausgesprochen.

Andere Dinge waren Agathe einfach wichtiger.

Dann sagte sie: „Aber warum Berlin? Was suchst du da, was du hier nicht finden kannst?“

„Ein lebenswertes Leben, verdammt.“ Sofort hatte ich gewünscht, ich könnte die Worte wieder in meinen Mund zurückholen. Agathe liebt die Verschlafenheit des Dreiländerecks. Sie gehört zu den Menschen, die noch im allerletzten Kaff eine Geldmünze aus dem Römischen Reich finden, einen Haifischzahn oder jemanden zum Flirten.

„Dein Leben hier ist also nicht lebenswert“, stellte sie fest.

„Ich weiß es nicht, Agathe“, sagte ich. Am liebsten hätte ich gerufen: „Ich liebe dich. Du bist meine beste Freundin und ich wünschte, du könntest mich verstehen.“ Stattdessen sagte ich nur: „Ich kann hier nicht das Leben finden, das ich haben will. Hier fühlt sich alles falsch an.“

Trostlos kaute sie auf ihrer Lippe herum, am liebsten hätte ich losgeheult.

„Wir werden verlieren, was wir jetzt haben“, stellte sie in ihrer ruhigen Art fest. Der Satz gab mir den Rest. Egal was ich noch alles anführte – dass es Busse gab und Bahnen und dass wir weiterhin zusammen in Urlaub fahren könnten –, tief in mir drin ahnte ich, dass sie recht hatte. Und dass ich das in Kauf nahm.

Warum?

Weil ich es kommen sah, dass ich ihr nur in diesem Augenblick wichtig war, nur weil gerade kein Mann da war. Aber nicht mehr lange, befürchtete ich, dann wären sie wieder da, die Männer, die sich unsterblich in sie verliebten, und ich würde wieder in den zweiten Rang abgeschoben werden.

„Ja, ich will nach den Sternen greifen, ich will alles erreichen, was ich mir wünsche. Den aufregendsten Job der Welt, die interessantesten Menschen, Reisen in ferne Länder. Ich will diesem lausigen Kellnerinnen-Leben entkommen, dieser Stadt, in der ich niemals den Mann meines Lebens finden werde“, brach es aus mir heraus. „Ich will eine Abkürzung.“

Danach war es lange still in meiner Küche. Schließlich nahm Agathe ihre grüne fake Fendi-Baguette-Handtasche und stand auf. „Dann will ich deine Zeit nicht länger verschwenden“, sagte sie und öffnete die Tür.

„Ich wünsche dir alles Gute bei deiner Abkürzung!“ Ihre Rosenknospelippen bebten leicht. Ich schaute ihr hinterher, wie sie durch das Treppenhaus davonging in ihrem lila-weiß kariertem Mantel. Ich betrachtete ihren runden Po und ihre schmale Hüfte.

Und fühlte mich einsam und verloren.

* * *

Jetzt bin ich wirklich spät dran. Nur noch sieben Minuten bis zur Eheschließung. Was für ein Wort! Laufen ist in den hochhackigen Schuhen fast unmöglich, wegen der uralten Pflastersteine auf dem Marktplatz in der Altstadt.

Ich renne so schnell ich kann auf das Rathaus zu. Am Fuße der breiten Steintreppe sehe ich viele aufgekrazte Menschen, die ein frisch verheiratetes Paar mit Reis bewerfen. Braut und Bräutigam schauen sich so glücklich an, dass ich mich beinahe übergeben muss. Gehässig mustere ich das Kleid der Braut: Sie hat sich in ein Presswurst-Hochzeitskleid hineingequetscht; und zwar nicht zu ihrem Vorteil. Der Bräutigam sieht mit seinem blauen Polyester-Anzug wie eine billige Elvis-Imitation aus. Dann doch lieber der Aldi-Look à la Onassis, denke ich bei mir. Lieber eine pragmatische Hochzeit als eine geschmacklose. Und denk bloß nicht, dass da irgendwo Neid bei mir eine Rolle spielt.

Mein Herz rast. Ist es das Rennen? Die Anspannung? Nur noch zwei Minuten. Wo ist denn nun der Mann, zu dem ich gleich „Ja“ sagen werde für die nächsten paar Jahre? Mein Darm macht sich bemerkbar, ich muss wirklich nochmal aufs Klo vorher.

Dann plötzlich sehe ich ihn. Seine große, stämmige Gestalt, die leuchtende Haut. Boubacar wischt sich mit der Hand über seine Stirn, schaut sich um, dann erblickt er mich. Seine Hand schießt hoch in die Luft, verharrt dort einen peinlichen Moment lang, um sich verlegen wieder zu senken. Diese Geste erzählt mir alles: seine Angst, dass ich es mir anders überlegt haben könnte, sein Unbehagen über die ganze vertrackte Situation. Boubacar fühlt es genauso wie ich, sagt mir seine Geste: diese ganze surreale Situation.

Vor dem Rathaus angekommen, will ich mich gerade an dem Presswurst- Brautpaar vorbeidrängeln, als plötzlich jemand ganz in grün auf mich zufliegt. Mein Herz macht einen Satz. Eine Gestalt in grünem Samt rennt auf mich zu. Und zwar schnell. Es ist Agathe.

Ich versuche es zu unterdrücken, das dicke, fette Grinsen in meinem Gesicht. Auf keinen Fall will ich ihr zeigen, wie froh ich bin, sie zu sehen. Wie erleichtert, dass sie mich nicht alleine lässt. Mein Gott, tut das gut, sie zu sehen.

Aber dann höre ich diese harte Stimme in meinem Kopf: Du weißt nicht, warum sie hier ist, Kathrin. Vielleicht will sie nur deinen Nervenzusammenbruch mitbekommen? Außer Atem stehen wir voreinander, sie leuchtet mich an und reicht mir einen entzückenden kleinen Brautstrauß. Die Rosen und Anemonen wispern mir zu: „Egal was passiert, ich stehe zu dir.“

„Danke“, flüstere ich und habe ein schlechtes Gewissen. Wie konnte ich nur so schlecht über sie denken? Sie ist immer noch meine beste Freundin mit den atemberaubenden Wangenknochen. Gleich fühlt es sich an, als hätten wir nie Streit gehabt, fast kriegen wir einen Lachanfall. Da tauchen Bou- bacar und sein Trauzeuge neben uns auf, zwei Männer aus Nigeria, denen die Anspannung ins Gesicht geschrieben steht. Alle Blicke sind plötzlich auf uns gerichtet, es gibt nicht viele Männer aus Afrika in dieser Stadt. Der Trauzeuge mustert uns aus zusammengekniffenen Augen.

„Wir müssen wirklich beeilen“, sagt er hektisch und erinnert mich fatalerweise an Louis de Funès hektische-cholerische Art.

Ich will diese Anspannung nicht, lieber noch einen Moment mit Agathe herumalbern. „Was ist witzig so?“, quetscht der afrikanische Louis de Funès hervor. Ich wechsele einen Blick mit Agathe, lach nicht, versuche ich ihr mit den Augen zu sagen.

„Wir sind schon spät dran“, sagt Boubacar und ich sehe, wie Agathes Lippen beben.

„Ich muss leider nochmal aufs Klo vorher“, presst sie hervor.

„Ich auch, 'tschuldigung“, sage ich. Wir hören, wie der Trauzeuge verärgert schnaubt und müssen leise kichern.

Boubacar berührt kurz den Arm seines Freundes, was diesen offensichtlich beruhigt. Gemeinsam marschieren wir die Treppen hoch, die seit Jahrhunderten zu den

heiligen Hallen des Rathauses führen. Wieder kommt mir alles unwirklich vor, wie in einem Film, fast so, als würden wir in den Kulissen landen, sobald wir die Schwelle überschritten haben.

Knarzend öffnet sich die riesige alte Holztür, an der Türschwelle fallen mir die Tausenden von Reiskörnern auf, die in den Fugen zwischen den Pflastersteinen steckengeblieben sind. Es ist der Reis glücklicher Paare, glorreicher Hochzeiten, der Reis der Liebe und Ausgelassenheit. Es kommt mir vor, als würde der Reis mir zuflüstern: „Mach's nicht. Mach das bloß nicht, Kathrin!“

Sofort meldet sich eine andere Stimme in mir. Eine harte, dröhnende Stimme: "Nein, dafür ist es zu spät, Kathrin. Du musst das jetzt zu Ende bringen."

Ich könnte immer noch weglaufen. Ich könnte die ganze Sache immer noch abblasen. Aber ich muss mich doch an meinen Plan halten, das Versprechen.

(...)